

Hoffnung des Zweifels

„Vergiss die Rose nicht, mein Schatz!“, „Natürlich nicht, Mutter“ antwortete ich und packte die rote Rose ein. Ich ging aus dem Haus, stolperte fast über eine weiße Taube und eilte zu meinem Ziel: Café de Flore. Dort saß sie, Désirée, mit ihren blauen Augen und ihrem unschuldigen, weißen Gesicht. „Guten Tag, Desperôn“, begrüßte sie mich. „Man hat mich aufgehalten“, entschuldigte ich mich für die Verspätung.

In diesem Moment kam der Kellner. Sie hatte sich einen milden Cappuccino und mir einen starken Espresso bestellt. Ich setzte mich.

„Wie war dein –“. Sie wurde vom Geschrei zweier am Tisch nebenan streitender Kinder unterbrochen. „Sogar die Kinder“, bemerkte ich. „Wie?“, fragte sie.

„Es scheint in uns zu liegen. Wohin man auch sieht: Krieg. Selbst bei ihnen.“

Ich traf eine empfindliche Stelle. Sie riss ihre Augen weit auf, ich versank in ihrem Blau. „Es liegt nicht in uns!“, erwiderte sie naiv. „Interessengegensatz“, „gescheiterte Diplomatie“, all jenes erklärte sie mir vehement, ich ließ mich aber darauf ein. „Macht und Reichtum als Ursache für das Blutvergießen von Millionen Menschen?“, die Diskussion wurde hitziger, „Der Mensch ist dem Menschen Wolf“, sagte ich.

Ich schilderte ihr Thesen einiger Philosophen. Der natürliche Zustand des Menschen basiere auf existenzieller Angst um sein Überleben - Egoismus. Jeder Mensch strebe nach Macht und dem Erhalt seines Wohlergehens. „Resultat der Evolution“, fügte ich hinzu. Ich spürte den Kaffee.

„Und wenn!“, setzte sie dagegen und fuhr damit fort, dass sich der Mensch durch seinen Verstand und seine Vernunft von jenen Ideen lösen könne.

Das Wissen darüber gebe uns die Freiheit, uns für den Frieden zu entscheiden. Das Wohlergehen anderer sei auch unser. „Interdependenz“, sagte sie.

Ich hielt mich zurück. Ich glaubte nicht, was ich hörte. Es gab nie einen Zeitpunkt in der Geschichte menschlicher Existenz ohne Krieg. Warum dann jemals?

Und selbst wenn, von welchem Wert ist ein Frieden, der auf Angst, einem Gleichgewicht des Schreckens, beruht? Fragen, die ich ihr nicht stellte.

Die Dynamik des Gesprächs schien sich zu beruhigen. Ihre roten Wangen verloren wieder an Farbe. Sie schien zufrieden zu sein. Sie hatte Spaß. Ich freute mich, bloß verfolgte mich die Idee des unaufhörlichen Krieges des Menschen. Solch Absurdität in einem Handeln, das bloß Reue, Verlust und Trauer mit sich bringt.

Der Abend nahm seinen gewohnten Lauf. Wir bezahlten, gingen spazieren, ich begleitete sie nach Hause. Ich verabschiedete mich, schließlich hatte ich noch etwas zu erledigen.

Es war dämmerig, als ich den Ort erreichte. Stille. Wie die Ruhe auf dem Schlachtfeld nachdem alles vorbei war. Ich fand, wonach ich suchte.

Ich packte Mutters Rose aus, legte sie vor mich auf den fein polierten Stein und las bloß die Zahlen: „1883-1914“.

„Eine Welt ohne Kriege“, dachte ich, „Eine Utopie?“. Vielleicht hatte sie recht.

Letzten Endes liegt es in unseren Händen, für eine friedliche Welt, eine Welt ohne Kriege, zu sorgen.